

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 9

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

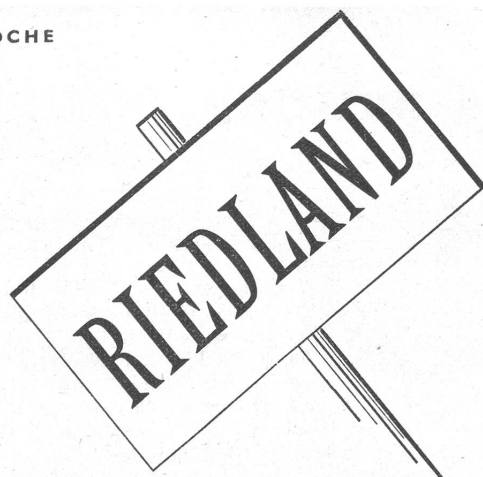
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

15. Fortsetzung

Therese stand still, nahm einen tiefen Atemzug. Das Ried lag nun frei. Rings herum ruhte der blassblaue Himmel auf glasscharfen Horizonten. Ihre Augen machten die Runde, konnten nicht genug bekommen davon. Sie hafteten auf allen Dingen, als sähe sie sie zum ersten Mal. Jeder Stein, jeder welke Halm, die kahlen Büsche, die gelbe Ebene, die Streuschoben, die schillernde Strasse der Linth, die verkohlten Reste der Riedscheuer, die Gittermaste der Starkstromleitungen, der farbige Wald, alles lag so körperlich klar im Lichte dieses Tages, warf scharf begrenzte Schatten und schien schwer von einer doppelten Bedeutung. Es lag so etwas Beharrliches darin, als sollte ihr etwas Unvergessliches mit auf den Weg gegeben werden, etwas, das sich auf immer in ihre Augen eingrub.

„Gehen wir jetzt heim? fragte das Büblein Fridolin ängstlich; es wurde ihm auf einmal unheimlich zu Mute.

„Ja, gleich“, antwortete Therese abwesend.

Der Knabe schaute unverwandt zu ihr auf. Die gefalteten Lider waren unter dem Joch verschwunden, ihre Augen waren weit geöffnet. Der Knabe Fridolin ging später einen rechten Weg; er sollte einst, mit einer blauen Leinenkutte bekleidet, eine Mütze auf dem Haupt, an deren Stirnseite ein silbernes Flügelrad befestigt war, auf braunen Güterwagen in der Gegend herumkutschieren, in welcher der heilige Gallus das Evangelium verkündet hatte. Aber er sollte auch jenen Augenblick nie mehr vergessen, da er als kleiner Bub mit der Frau Lehrer auf dem Linthdamm gestanden hatte und sie anschaute, wie sie ihren Blick in die Runde tat. Hinter den fischbeinigen Stützen ihres Kragens machte ihre Kehle eine schluckende Bewegung, ihr Mund öffnete sich ein wenig, als wollte sie singen oder schluchzen, aber es kam kein Laut heraus. Die Sonne schien ihr in das harte Gesicht, ihre Augen überzogen sich mit Nässe. Ihr Finger entzog sich seinem schmutzigen Händchen und legte sich behutsam an ihre Brust. Die gefalteten Lider kamen wieder aus den Höhlen hervor, senkten sich über den Augapfel und es sah aus, als schaute sie zu Boden. In den Höhen sang ein leiser Wind.

„Komm Fridolin“, sagte sie nach einer Weile, „jetzt gehen wir heim.“

*

„Ich fasse nochmals zusammen, Herr Diener“, sagte Rochat. Er hatte die Hände in den Hosentaschen, sie gingen nebeneinander in der Sonne auf dem gemähten Plätzchen hin und her, der grosse junge Mann in seinem lehmbespritzten hellen Kleid und der Kaufmann Diener, klein, ein steifes Hütchen auf dem Schädel, ein zierlicher Magier mit eckigem Bart.

„Den Wasserspiegel zu senken, gelang uns nicht. Die rechtzeitige Zementation wurde verpasst. Bei 490 Meter hatten wir das erste Naturgas, bei 770 und 856 Erdölspuren,

bei 1090 wieder Naturgas, Auftrieb ein Kubikzentimeter per Minute, bei 1100 wieder ein bisschen Erdöl. Nun sind wir glücklich auf 1400, weder Oel noch Gas. Mit der Deviation können wir noch 3 bis 400 Meter bohren, dann wird das Bohrloch zu krumm. Am Turm ist auch gespart worden, zu leicht gebaut für präzise Tiefenbohrung. Das ist alles, was ich zu sagen habe.“

Und Sie, was meinen Sie, sollen wir die dreihundert Meter noch riskieren?“ fragte Diener.

„Das muss die Gesellschaft entscheiden.“

Der kleine Mann war weder fassungslos, noch erregt. Er blieb stehen, schaute zur Spitze des Bohrturmes auf, wandte die Augen wie schätzend zum Maschinenschuppen, krauelte mit dem beringten Mittelfinger an seinem Bart, senkte den Kopf, betrachtete die Stoppeln, scharfte mit seinem zierlichen Füsschen ein paar Mal darüber hin, hob das Gesicht wieder, blickte Rochat an, fuhr mit den Augen den Konturen seines toten Muttermals nach und sagte etwas Ueberraschendes:

„Haben Sie den ‚Faust‘ gelesen, Rochat?“

„Nicht gelesen, Herr Diener.“

„Eh bien, Monsieur Rochat“, sagte Diener ruhig mit einem verspielten Lächeln, „ich zitiere den Schatzmeister im zweiten Teil:

Wer wird auf Bundesgenossen pochen,
Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser bleiben aus.“

Am Tonfall seiner Stimme war anzumerken, dass er dieses Verslein schon öfters hergesagt hatte in seinem Leben.

Therese und der kleine Fridolin kamen gerade auf dem Damm zurück — die Sonne stand in ihrem Rücken und ihre Schatten tanzten vor ihnen her —, als der schwarze Wagen Dieners an ihnen vorüberbrauste. Er hatte die einfache Frau mit dem Bübchen an der Hand nicht beachtet. Sie stand am Strassenrand und blickte dem Wagen nach, der wie ein kleines Särgelein auf der Grynauerstrasse davonsob, kleiner und kleiner wurde und in der blauen Tiefe verschwand.

*

In dieser Nacht erwachte Therese in ihrem hochgerüsteten Bett, unter dem die Lade mit den Papieren stand. Sie lag stumm da, die kleine Krause des Nachthemdes unter der Kehle und blickte in die Dunkelheit hinein.

Die Stille hatte sie geweckt. Kein Laut war im Zimmer, keiner auf der Treppe. Wo ist oben, wo ist unten?

„Gib mir ein kleines Licht, o Herr, damit ich beten kann“, flüsterte sie. Endlich schlug eine Uhr und legte ein Mass in die Zeit und in den Raum. Wie gut schlägt die Uhr in der Nacht. Der Mensch ist allein, die Nacht beweist es.

Jeder Halm, jeder Stein, der glasscharfe Horizont, der das Ried einkesselte, alles, was sie tags zuvor gesehen

hatte, stand scharf und genau vor ihren Augen, aber ohne Antwort, wie eine künstliche Welt.

Als es zu dämmern begann, stand Therese auf, durchschritt in ihrem hochgeschlossenen Hemd das dunkle Zimmer und schlug den Laden auf. Fahler Nebel erfüllte die ganze Gasse. Es regnete. Ihre Augen wandten sich nach aufwärts, als suchten sie etwas. Sie dachte an den gestrigen Tag, an seine Ueberfülle an Licht, und auf einmal tat ihr das Herz weh unter der Ahnung, dass dieser Tag ohne Sonne zu Ende gehen würde.

FUNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Wenn die Wellen sich zurückzogen, entblössen sie ein zartes Plättchen von Eis, das sich an den Ufersteinen gebildet hatte. In der kleinen Bucht lag der Rauhref im Gras. Im dunklen Grunde des Waldes fiel zwischen den grauen Stämmen der Buchen unablässig ein Regen goldgelber Blätter lautlos zu Boden. Im dichten Nebel über dem See heulten in langen Stössen die Hörner der ausfahrenden Ledischiffe. Bieli erkannte deutlich jenes des 'Saturn', an dessen äusserster Spitze Stilli stehen musste, in die wallenden Dämpfe hineinstarrte und von Zeit zu Zeit, wie in Angst und Einsamkeit, aus vollen Lungen in die blecherne Trompete blies.

Bieli trug eine Wintermütze aus grünem Tuch, hinten reichte ihm ein aufklappbarer Teil bis über den Nacken hinab. Die losen Ohrenklappen wippten jedesmal, wenn seine Axt sanft, ohne Hast auf den Scheitbock niederfiel und einen Ast entzwei splitterte. Die gebündelten Bürden umstanden ihn wie eine Mauer. Bald wurde der Nebel so dicht, dass auch sie darin verschwanden. Eine milchweisse Dampfwolke entstieg in ruhigen, gleichmässigen Abständen seinem Munde; rings um seinen warmen Körper zitterte die Luft.

Gegen Mittag schlug er seine Axt zum letztenmal in den Block, liess sie darin stecken, bündelte die letzte Bürde und hob sie auf die andern. Dann nahm er den Rucksack vom Boden, zog das Beil aus dem Block und wanderte den Ufersteinen entlang in die Werkhütte zurück. Die Glocken von Schmerikon wimmerten verschwommen durch den Nebel. Er hielt sich nur einen Augenblick in der Hütte auf, versorgte das Werkzeug, verschloss die Türe und begann hinter dem Steinbruch, durch das raschelnde Laub, den Hang des Buchbergs empor zu steigen.

Manchmal konnte er sehen, wie sich oben in den gelichteten Kronen zögernd ein Blatt löste und zu fallen anhub. Eine Zeit lang ahmte es schwankend einen jener Schmetterlinge nach, die den Sommer über an ihm vorbeigekaukelt waren, streifte die Zweige, den Stamm, aber dann wurde es plötzlich müde, liess sich ergeben zu Boden gleiten und bettete sich mit kaum hörbarem Flüstern zu den andern. Zwischen den Kronen strichen die Nebel wie Rauch einher. Von allen Zweigen fielen mit leisem Klatschen die Tropfen und legten ein Mass in die Einsamkeit. Immer neue Baumgänge taten sich vor Bielis Blicken auf und geleiteten ihn wie die Säulen eines Kirchenschiffs in eine Tiefe, die sich im Nebel verlor.

Auf der Gräte stand er einen Augenblick still und blickte in die Ebene hinab. Vom Ried war nichts zu sehen. Hinter den kahlen Aesten des Waldaumes begann eine grosse weisse Wand, und nur das klägliche Bimmeln der Herdenglocken und ein sanfter Wind, der heraufstrich, verriet die Tiefe dahinter.

Er zog einen Stumpen aus der Tasche, öffnete die Büchse aus Kuhhorn, entzündete ein Streichholz, steckte den Tabak in Brand, überzählte die restlichen Hölzer, klappte den Deckel zu und steckte die Büchse wieder in die Tasche. Dann begann er abwärts zu steigen.

Als er bei der Kapelle zum Linthport-Anneli aus dem Wald trat, sah er unter dem Walmdach des Vorbaues

Marie auf dem hölzernen Bänklein sitzen. Von den drei Nussbäumen fielen rasch und ohne Anmut die ledernen Blätter. Marie sah ihn nicht. Sie schaute, den Kopf an die hölzerne Säule gelehnt, über die Brüstung in den Nebel hinaus in der Richtung des Rieds. Sie wandte kaum die Augen, als sie ihn kommen hörte. Sie war ein bisschen blass und ein paar Sommersprossen waren auf ihrer Nase sichtbar geworden.

„Grüss' Gott, Bieli“, sagte sie ruhig.

Er öffnete das geschmiedete Gittertürchen zum Vorbau, trat ein, schloss es hinter sich, setzte sich auf die Bank neben sie, wartete.

„Noch einen Triel gesehen“, sagte er schliesslich.

„Wo?“ fragte sie.

„Fast an der gleichen Stelle wie der letzte, auf dem Acker südlich von Tuggen.“

„Es wird derselbe gewesen sein.“

„Nein, nicht derselbe, kleiner.“

Marie schien kaum zuzuhören.

„Geht etwas nicht, Marieli?“

Das junge Mädchen zuckte die Achseln, richtete sich auf, blickte ihn an. Der Nebel wurde so dicht, dass es aussah, als sässen sie auf der Terrasse einer Bergkanzel.

Bieli zog an seinem Stumpen, senkte den Blick, nahm das Rauchzeug aus dem Mund, musterte die Glut.

„Es geht nicht besonders gut, Bieli“, hörte er ihre Stimme. „Sie machen mir Sorgen. Sie wissen schon warum!“

Er schielte aus den Augenwinkeln zu ihr, dann stand er langsam auf.

„Jä, so“, machte er und schickte sich an, davonzugehen.

„Bleiben Sie da!“ rief das Mädchen ihm nach. Er drehte sich nochmals langsam um. Therese stand vor ihm. Es war derselbe Blick, derselbe harte Zug um den Mund. Marie hatte in einer raschen Bewegung die Haare wie eine Maske zurückgeworfen, ihre runde Stirne lag frei, und darüber standen in törichter Weise die Löckchen.

„Warum machen Sie das alles?“ rief das Mädchen und hatte Mühe, ihren Atem zu meistern.

Bielis Gesicht hatte sich ohne Uebergang verändert. Durch das Antlitz eines alten Mannes hindurch blickte sie ein ruhiges Männerauge an, die Lider bedeckten nicht mehr das halbe Rund. Er zupfte an seinem Schnurrbart, mit einer Bewegung, die sie noch nie an ihm gesehen hatte. Der Stumpen hing ihm lose am Mundwinkel. Er sah auf einmal merkwürdig fremd aus in seiner Ohrenkappe mit dem Nackenschutz. „So muss er als Fremdenlegionär ausgesehen haben“, dachte Marie nebenbei.

„Kannst mich ja anzeigen, Marieli“, sagte er gleichmütig. Dann ging er davon. Sie sah seine Gestalt noch einen Augenblick hinter dem schmiedeisernen Türchen, vor der weissen Wand; dann schloss sich der Nebel hinter ihm.

*

Die Möven fuhren über das öde Land, glitten durch den Nebel, kreischten. In den Gärten standen die Dahlien, schwarz geworden vor Frost. Die Buben trugen braune Lismer und gingen vornübergeneigt in schwarzen Kappen, die Hände in den Hosentaschen, und die gefrorene Strasse klapperte unter ihren genagelten Schuhen. Sträusse aus Asten, Stechpalmen und Föhrenzweigen standen in Blechbüchsen vor den Bildstöcken. Aus den offenen Stalltüren wallte warmer Dampf. Die Fernleitungsdrähte summteten und waren vom Rauhref weiss und dick wie Stricke.

Bieli überschritt die Brücke der kleinen Linth, verliess den Weg; die gefrorenen Stoppeln knirschten unter seinen Schritten. Er lauschte in den Nebel hinein, erwartete das Stampfen der Bohrmaschine zu hören; aber es blieb alles still. Er schaute sich um, blickte auf den Boden, schaute aufwärts, in den Nebel, einen Schimmer der Sonne zu sehen, sich über die Richtung zu vergewissern. Aber nur

ein gleichmässiges Weiss umgab ihn, ein ununterbrochener Reigen ziehender Gestalten. „Keine Sonne heute“, dachte er. Er tat nochmals ein paar Schritte über den wippenden Boden, stand wieder still, horchte. Es war totenstill; immer dichter schlossen sich die weissen Wände um ihn. Er kniff die Augen zusammen, versuchte die wallende Tiefe zu durchdringen. Manchmal war es, als täten sich Gänge auf, in denen sich etwas bewegte, aber sie gaben nur die Aussicht in neue Nebelweiten frei; er schaute um sich, änderte die Richtung seiner Schritte, aber nur die Stoppeln, über die er ging, waren noch feste Wirklichkeit, alles andere war ungreifbares Geisterland. Es war so still, dass er das Blut in seinen Ohren pochen hörte. Aber es war keine Angst in ihm. Er kannte das Ried zu gut, wusste sich zu verhalten. Er liess sich zu Boden gleiten, setzte sich nieder, zog die Knie an und war im Nebel wie ein Maulwurfshügel. Er wartete. Manchmal lichtete es ein wenig; dann tauchte hinter den ziehenden Schleiern grau, gross wie ein heidnisches Mal, ein Streustock auf und verschwand wieder. Aber er konnte sich nicht darnach richten, es gab ihrer zu viele im Ried.

„Warum arbeitet die Maschine nicht?“ dachte er fortwährend. „Ich müsste sie doch hören, sie muss ganz nahe sein. Es ist etwas vorgefallen.“

Auf einmal tauchte hoch oben ein Schatten aus dem Dunst, nahm Form an, wurde zu einem Profil: der Bohrturm. Er war ganz nahe, keine hundert Meter von ihm entfernt.

Er stand auf, ging auf ihn zu. Eine Gestalt löste sich aus dem Nebel, ein Mann; er stand da, die Hände in den Hosentaschen.

„Baldegger! Salü!“

Der andere drehte sich um.

„Bieli?“ fragte er. „Was machst du da?“

„Warum läuft die Maschine nicht?“

Baldegger zuckte die Achseln, spukte aus.

„Fertig“, sagte er.

„Was fertig?“

„Wir hören auf. Es ist ein Telegramm gekommen, wir sollen aufhören und abbrechen. Der Ingenieur ist in den ‚Schlüssel‘ hinüber telefonieren gegangen. Sie haben keinen Chlütter mehr.“ Bieli stand da und blickte dem andern mit seinen ruhigen Augen ins Gesicht.

„Wenn er zurückkommt, ziehen wir den Bohrer herauf, beginnen sofort mit dem Abmontieren“, sagte Baldegger. „Das gibt einen andern Tango bei mir zu Hause“, fügte er noch hinzu, aber Bieli war schon im Nebel verschwunden.

Er ging geradeaus, wie es kam, ziellos in das Weisse hinein. Er blickte vor sich auf den Boden. Er atmte tief. Er war müde. Alle Spannung war aus seinem Gesicht gewichen. Er war wie ein Läufer in den Nebel hinein gerannt, und plötzlich lag das Ziel hinter ihm. In der Hosentasche hielt seine Faust die Kuhhornbüchse mit den Streichhölzern umklammert. Er zog sie heraus, öffnete die Hand, betrachtete die Schachtel, warf sie mit einem weiten Bogen in den Nebel hinaus.

„Siehst du jetzt“, murmelte er, „siehst du jetzt.“

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Nicht an allen Orten schwellten die weissen Dämpfe gleich dicht über dem Ried. In der Nähe des Entenseeins lag wie unter einer nebelfreien Glocke eine kleine Landschaft ohne Farbe und ohne Horizont. Hauchzart hoben sich die Zweige der Birke in den kalkweissen Himmel: silbern glitzerte der schmale Stamm vor den ziehenden Schleiern. Silbern glitzerte der Rauhreif im runden Bart des Fischers Helbling; silbern glitzerten die Bäuche der zappelnden Fische, die er mit dem Handnetz aus dem Wasser hob. Am Rande der kleinen Welt wanderten lautlos die Nebelgeister vorüber.

Helbling leerte das Netz in den Tragbottich, der neben ihm auf den Schilfstoppeln stand. Das Wasser plätscherte, die Fische taten noch ein paar wilde Schwanzschläge in dem schwarzen Verliess, dann war wieder alles ruhig. Manchmal gaben die Nebel weite Gassen in das Moor hinein frei und die heidnischen Male der Streustöcke erstanden wie die Saat der Tuggener Götzen, die einst in grauer Zeit der irische Mönch Gallus in den See gestürzt hatte, der damals über dem Ried lag.

Helbling hob den Bottich auf den Rücken, schulterte das Handnetz und verliess das nebelfreie Rund. Hinter ihm wurde das Bild der kleinen Landschaft dünner und dünner. Das stille Wasser des Entensees, die weissen Fähnchen der Spelzen oben an den dünnen Schilfhalm und die einsame Birke versanken langsam im Gewebe der ziehenden Schleier. Eine Möve zog vorüber, wankte einmal kurz in der Fluglinie, wie ein Seiltänzer auf seinem Seil, kreischte, verschwand.

Auf einmal hörte Helbling weit draussen im Nebel einen Ton. Zuerst war es wie ein fernes Hornen, aber dann war kein Zweifel mehr möglich: der Laut stammte aus einer menschlichen Kehle. Es war ein Lachen. Jemand lachte in den Nebel hinein. Manchmal verwehte der Wind die Töne, trug sie in der Richtung der Streustöcke davon; aber dann kamen sie wieder zurück und waren so nah, wie die wilden Schwanzschläge der Fische, die sich in seinem Rücken dumpf an den Wänden des Bottichs brachen.

Helbling stand still. Das Lachen klang fremd, er konnte nicht herausfinden, welchem Menschen es zugehörte. Von Freude war keine Spur darin. So lachte jemand töricht vor einer höhern Macht. So hatte einst er, der Fischer Helbling, an einem Sommerabend auf dem See gelacht, als der Unterwassereisen in der Buchberger Bucht ihm von unten her den Fischkasten aufriss und die neun Hechte, die Beute eines langen Tages, befreite, dass sie blitzschnell in der Tiefe verschwanden.

Er schritt vorwärts, und das Lachen begleitete ihn noch eine Weile aus der Ferne, schauerlich und unheilschwer, dann verlor es sich.

Auf einmal merkte er, dass der Bottich rann. Sein Rücken war nass, der dicke Stoff seiner braunen Joppe war von Wasser vollgesogen wie Moos, und inwendig floss er ihm über die Schenkel hinab. Er änderte die Richtung, gelangte auf die Strasse, überquerte sie und hinterliess eine breite Wasserspur auf ihr, stieg jenseits eilig den Hang hinan. Oben am Wege, der hinter Tuggen in das Hügelland hineinführte, plätscherte unter einem kahlen Ahornbaum ein Brunnen. Der Steintrog war tief im Boden versenkt, der Brunnenstock sah aus wie eine Grabplatte, einer eisernen Röhre entfloß ein dünner Wasserstrahl.

Helbling hob den Deckel vom Bottich, nahm den Hut vom Kopf, beugte den Rücken und die Fische schossen über seinen kahlen Schädel hinweg in den Trog. Er richtete sich auf, wischte den Schweiß von der Stirne und sah, dass er nicht allein war. Unter dem kahlen Baum stand Marie und blickte zu ihm.

„Eh, grüss' Gott, Marieli“, sagte der alte Mann.

„Grüss Gott, Helbling. Was machen Sie denn da mit ihren Fischen?“

„Der Kübel rinnt. Muss einen andern holen. Und du, was tust denn du so allein hier oben? Trübsal blasen?“

„Ich habe frei. Ich komme von einem Spaziergang beim Linthport-Anneli“, sagte das Mädchen, trat näher und betrachtete die verwirrten Fische im Brunnentrog.

„Das ist jetzt gerade gut, dass du einmal da bist“, machte Helbling, „du bist doch so ein gescheites Eidechsenchen. Ich habe dich schon lange einmal fragen wollen, was das heisst.“

Er deutete auf den Brunnenstock. Unter dem Relief eines Schmetterlings waren ein paar Worte in den Kalkstein gemeißelt.

(Fortsetzung folgt)